

Armin Eich/Stefan Freund/Meike Rühl/Christoph Schubert (Hrsg.): Das dritte Jahrhundert. Kontinuitäten, Brüche, Übergänge. Ergebnisse der Tagung der Mommsen-Gesellschaft am 21.–22. 11. 2014 an der Bergischen Universität Wuppertal. Stuttgart: Steiner 2017 (Palingenesia 108). 286 S., 28 Abb., 2 Karten. € 59.00. ISBN: 978-3-515-11841-5.

Unter sehr verschiedenen Fragestellungen und Akzentuierungen sind in der Vergangenheit die für das dritte Jahrhundert n. Chr. im römischen Reich feststellbaren Veränderungen untersucht worden, ohne daß eine bestimmte *communis opinio* sich wirklich überzeugend hätte durchsetzen können. Die Positionen reichen von der Integration der zu beobachtenden Krisenphänomene in eine ‚Weltkrise‘¹ bis zur Feststellung eines – völlig natürlichen und harmlosen? – Wandels², wie er der zeitlichen Entwicklung nun einmal innewohne. Dabei läßt sich in der altertumswissenschaftlichen Forschung der letzten Jahrzehnte eine deutliche Verschiebung des Urteils von der Herausstellung der Krisenphänomene zu den ‚flexibleren‘ Aspekten der Transformation und des Wandels feststellen³, die mit dem grundlegenden Paradigmenwechsel von Niedergangsszenarien zu Entwicklungsprozessen bei der Betrachtung und Deutung des Übergangs zwischen Spätantike und

- 1 Vgl. beispielsweise A. Alföldi: Studien zur Geschichte der Weltkrise des 3. Jahrhunderts nach Christus. Darmstadt 1967; etwas abgemildert, doch in der Tendenz ähnlich bei G. Alföldy: Historisches Bewußtsein während der Krise des 3. Jahrhunderts. In: G. Alföldy/F. Seibt/A. Timm (Hrsgg.): Krisen in der Antike. Bewußtsein und Bewältigung. Düsseldorf 1975 (Geschichte und Gesellschaft. Bochumer historische Studien 13), 112–132.
- 2 So etwa bei K. Strobel: Das Imperium Romanum im ‚3. Jahrhundert‘. Modell einer historischen Krise? Zur Frage mentaler Strukturen breiterer Bevölkerungsschichten in der Zeit von Marc Aurel bis zum Ausgang des 3. Jh. n. Chr. Stuttgart 1993 (Historia-Einzelschriften 75); Ch. Witschel: Krise – Rezession – Stagnation? Der Westen des römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. Frankfurt am Main 1999 (Frankfurter Althistorische Beiträge 4). Vgl. auch P. Eich: Zur Metamorphose des politischen Systems in der römischen Kaiserzeit. Die Entstehung einer ‚personalen Bürokratie‘ im langen dritten Jahrhundert. Berlin 2005 (Klio-Beihefte N. F. 9).
- 3 Vgl. auch die Deutung von K.-P. Johne/U. Hartmann: Krise und Transformation des Reiches im 3. Jahrhundert. In: K.-P. Johne (Hrsg.): Die Zeit der Soldatenkaiser. Krise und Transformation des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. (235–284). Bd. 2. Berlin 2008, 1025–1053.

Frühmittelalter zusammenhängen⁴. Angesichts der hiermit zunächst in den Vordergrund tretenden althistorischen Forschungsinteressen mag es nahe liegen, in diesem Kontext auch die Geschichtsschreibung des dritten Jahrhunderts zu untersuchen und einzuordnen.⁵ Demgegenüber bedeutet es für genuin klassisch-philologische Fragestellungen einen entschiedenen Schritt in ein früher zugunsten ganz anderer Schwerpunkte wenig betretenes Terrain, wenn nun auch von dieser Seite das dritte Jahrhundert unter Transformationsaspekten begutachtet wird.

Der hier zu besprechende Sammelband bettet die teilweise speziell philologischen Fragestellungen in Erörterungen auch anderer altertumswissenschaftlicher Disziplinen zu den im dritten Jahrhundert n. Chr. feststellbaren Kontinuitäten, Brüchen und Übergängen ein. Damit sind ein Rahmen und eine Erwartungshaltung vorgegeben, die Altertumswissenschaften insgesamt – und besonders gerade auch die in dieser Sache bislang zurückhaltend agierende klassische Philologie – in den Dienst einer gemeinsamen, kulturgeschichtlich orientierten neuen Sichtweise zu stellen⁶ und nach ihren jeweils spezifischen Beiträgen zu dem behandelten Thema zu fragen. Zugleich öffnet sich damit ein sehr weites Untersuchungsfeld, und man darf sich wohl fragen, ob die verschiedenen Beiträge wirklich zu Ergebnissen kommen, die den Transformationsaspekt erhärten, wie er mit den Termini ‚Kontinuitäten‘ und ‚Übergänge‘ im Untertitel des Sammelbandes angedeutet wird, oder aber einem Niedergang das Wort reden, wie er mit den hier ebenfalls einbezogenen ‚Brüchen‘ zumindest nicht ausgeschlossen wird. Angesichts des damit umrissenen breiten Untersuchungsspektrums ist wohl kaum mit einem einhelligen Urteil zu rechnen. Um so mehr darf man auf die Akzentuierungen gespannt sein, die im einzelnen getroffen werden.

4 Maßgeblich für diese Tendenz ist P. Brown: *The World of Late Antiquity. From Marcus Aurelius to Muhammad*. London 1971. Deutsch unter dem Titel: *Welten im Aufbruch. Die Zeit der Spätantike. Von Mark Aurel bis Mohammed*. Bergisch Gladbach 1980. Vgl. darüber hinaus zahlreiche andere Publikationen desselben Verfassers.

5 Vgl. zum Beispiel M. Zimmermann (Hrsg.): *Geschichtsschreibung und politischer Wandel im 3. Jh. n. Chr.* Kolloquium zu Ehren von Karl-Ernst Petzold (Juni 1998) anlässlich seines 80. Geburtstags. Stuttgart 1999 (*Historia-Einzelschriften* 127).

6 Wie es etwa in verschiedenen Beiträgen des folgenden Sammelbandes geradezu mustergültig vorexerziert wird: U. Egelhaaf-Gaiser/D. Pausch/M. Rühl (Hrsgg.): *Kultur der Antike. Transdisziplinäres Arbeiten in den Altertumswissenschaften*. Berlin 2011.

Am Beginn steht ein Forschungsbericht von Wulf Raeck über „Das dritte nachchristliche Jahrhundert in der archäologischen Forschung und Bewertung. Das Beispiel des Porträts“ (16–33), welcher die wesentlichen Tendenzen des 20. Jahrhunderts in der Deutung von Porträts aus dem dritten Jahrhundert skizziert. Als für heutige Einschätzungen richtungweisend stellt Raeck Äußerungen Marianne Bergmanns und Luca Giulianis heraus: Bergmann unterscheidet zwischen Leistungsporträt und charismatischem Porträt als Idealtypen, die im Dienste der Vermittlung eines bestimmten Herrscherbildes standen⁷; Giuliani führt Veränderungen in den ikonographischen Konventionen ausdrücklich nicht auf die Minderung qualitativer Standards, vielmehr auf Traditionsverlust beim Publikum angesichts der gesellschaftlichen Veränderungen zurück, die das dritte Jahrhundert mit sich brachte.⁸ Diese Positionen stehen, ebenso wie etwa bereits die in der Zeit zwischen den Weltkriegen durch Guido von Kaschnitz-Weinberg vorgelegten Forschungen zum spätrömischen Porträt⁹, recht eindeutig im Dienst eines Transformationsgedankens, auch wenn dies so nicht ausgesprochen wird.

Auf einem ganz anderen Gebiet diagnostiziert Willem Jongman in dem Aufsatz „Das römische Wirtschaftswunder und sein Zusammenbruch“ (35–55) entgegen dem derzeitigen Forschungstrend eine tiefgreifende Krise mit grundlegendem Niedergang, wenn nicht Zusammenbruch im dritten Jahrhundert. Er stützt seine Thesen auf einzelne regionale bzw. lokale statistische Erhebungen, etwa zu den Fundstätten auf der Rheinbacher Lößplatte

7 Vgl. M. Bergmann: Studien zum römischen Porträt des 3. Jahrhunderts n. Chr. Bonn 1977 (*Antiquitas* III 18); M. Bergmann: Zum römischen Porträt des 3. Jahrhunderts n. Chr. In: H. Beck/P. C. Bol (Hrsgg.): *Spätantike und frühes Christentum. Ausstellung im Liebighaus, Museum alter Plastik, Frankfurt am Main* 16. Dezember 1983 bis 11. März 1984. Frankfurt am Main 1983, 41–60.

8 Vgl. L. Giuliani: Individuum und Ideal. Antike Bildniskunst. In: Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz (Hrsg.): *Bilder von Menschen in der Kunst des Abendlandes. Jubiläumsausstellung der Preußischen Museen Berlin 1830–1980*. Berlin 1980, 41–86.

9 Vgl. G. von Kaschnitz-Weinberg: Spätrömische Porträts. In: *Die Antike* 2, 1926, 36–60.

westlich von Bonn¹⁰, zur Bevölkerungsentwicklung in bestimmten Gegenden¹¹, zu den Überresten des römischen Kohleabbaus in Britannien¹² oder zum Holzverbrauch im westlichen Germanien¹³, und macht Daten wie diese zur Grundlage für generelle Aussagen über die Wirtschaftsentwicklung im römischen Reich: „Denn das Imperium wurde schwächer und fiel“ (51), so lautet, auf den Punkt gebracht, sein Fazit aus den verwendeten statistischen Erhebungen. Als Gründe führt Jongman die Folgen der sogenannten Antoninischen Seuche ab 165 n. Chr. an, eine signifikante Klimaverschlechterung, die Entvölkerung von Städten, den Rückgang des Fernhandels und den Niedergang des Kleinbauerntums, schließlich die Cyprianische Seuche seit den 250er Jahren; am Ende „kollabierte auch beinahe der Staat“ (ebd.). Er sieht – auch angesichts der Repressionsmaßnahmen, die an die Stelle der Stärkung von Bürgerrechten getreten seien – eine „Abwärtsspirale“, die „Rom auf ein neues, niedriges ökonomisches Gleichgewichtsniveau gedrückt“ (52) habe. Für den Rezensenten bleibt allerdings die Frage offen, ob das verwendete selektive statistische Material aus dem dritten Jahrhundert eine wirklich auskömmliche Grundlage darstellt, so weitreichende Schlußfolgerungen zu formulieren, zumal vor dem problematischen Hintergrund der Einbeziehung neuzeitlicher wirtschaftswissenschaftlicher Modelle für Lebensverhältnisse des Altertums durch Jongman. Zu fragen wäre auch, ob dem Urteil Jongmans nicht positive Befunde, zum Beispiel aus Nordafrika als weiterhin prosperierender Region¹⁴, entgegenzuhalten wären. Man

10 Nach I. Wessel/Ch. Wohlfarth: Archäologische Forschungen auf der Rheinbacher Lößplatte. Ein Projekt zur Prospektion in einem geographischen Kleinraum. Mainz 2008 (Rheinische Ausgrabungen 62).

11 Nach E. Fentress: Peopling the Countryside. Roman Demography in the Albegna Valley and Jerba. In: A. Bowman/A. Wilson (Hrsgg.): Quantifying the Roman Economy. Methods and Problems. Oxford 2009, 127–161; T. de Haas/G. Tol/P. Attema: Investing the colonia and ager of Antium. In: Facta 5, 2011, 111–144; W. Jongman: Re-constructing the Roman Economy. In: L. Neal/J. G. Williamson (Hrsgg.): The Cambridge History of Capitalism. Bd. 1: The Rise of Capitalism. From Ancient Origins to 1848. Cambridge 2014, 75–100.

12 Nach A. H. V. Smith: Provenance of Coals from Roman Sites in England and Wales. In: Britannia 28, 1997, 297–324.

13 Nach E. Hollstein: Mitteleuropäische Eichenchronologie. Trierer dendrochronologische Forschungen zur Archäologie und Kunstgeschichte. Mainz 1980 (Trierer Grabungen und Forschungen 11).

14 Vgl. Witschel (wie Anm. 2) 285–306.

könnte ferner darauf verweisen, daß Jongman nur Negativbeispiele ausgesucht hat und somit den Anschein falscher Eindeutigkeiten erweckt. Außerdem wäre genauer zu untersuchen, ob die von ihm festgehaltenen Ergebnisse eine kurzzeitige oder eine durative Wirkung hatten.

Die Frage „Warum endete gegen Mitte des 3. Jahrhunderts die klassische Rechtsliteratur?“ (57–73) beantwortet Detlef Liebs mit dem Hinweis auf die ‚Kanonisierung‘ der bedeutenden Spätklassiker Papinian, Paulus, Ulpian, Modestin sowie des Gaius.¹⁵ Dieser erst in dem Zitiergesetz von 426 verbindlich festgehaltene Trend sorgte seines Erachtens bereits vorher dafür, daß weitere Rechtsliteratur nicht mehr als maßgeblich herangezogen wurde. Hinzu kommt, daß Hof und Reichsregierung immer seltener in dem – auch juristischen – Zentrum Rom residierten und die Nähe der Jurisprudenz zur staatlichen Macht Unterbrechungen hinnehmen mußte. Zugleich habe das kaiserliche Regiment in der Spätantike autoritäre, ja absolutistische Züge angenommen, so daß „auch im Bereich des Rechts an die Stelle abwägender Vernunft unkritische Verehrung von Autoritäten treten sollte, ein öffentlicher juristischer Diskurs nach Art der Klassiker fortan allerhöchst unerwünscht war“ (67).

Für den Bereich „Römisches Bildungswissen im 3. Jahrhundert. Bruch oder Kontinuität?“ (75–95) durchmustert Silke Diederich die Schulpraxis und das Bildungswissen dieser Zeit in den verschiedenen Wissensgebieten, etwa der Literatur, Mythologie, Rhetorik, Geschichte, des Rechts, der bildenden Kunst, der Musik, Philosophie, Astronomie/Astrologie, Geographie, Medizin, Zoologie und Botanik. Insgesamt erkennt sie „eher eine Kontinuität als einen Niedergang“ (92–93). Das schließt sie aus der weiter andauernden Pflege der Kenntnisse auf den Gebieten Grammatik, Dichtung und Rhetorik, was Geschichtswissen einschließt. Darüber hinausgehendes Fachwissen, etwa im Bereich der Philosophie, gehörte „eher zu den Steckenpferden der höchsten Kreise“ (92). Für die durchschnittliche Bildung der römischen Elite erkennt Diederich unabhängig von der speziellen Zeitstellung generell ein eher niedriges Niveau, welches dazu diene, „das richtige, d. h. prestigeträchtige Wissen eloquent und geschickt zu präsentieren“ (93). Die Gründe

15 Für weitere Einzelheiten aus dem Umfeld dieser Fragestellung vgl. auch L. de Blois: Why Did the Influence of Scholarly Jurists at the Roman Imperial Court Disappear after about A. D. 241? In: U. Babusiaux/A. Kolb (Hrsgg.): Das Recht der „Soldatenkaiser“. Rechtliche Stabilität in Zeiten politischen Umbruchs? Berlin/München/Boston 2015, 225–237, darüber hinaus andere Beiträge dieses Sammelbandes.

dafür, daß es in dieser Hinsicht keinen Bildungseinbruch gab, führt sie auch auf die bildungstragende Oberschicht zurück, die von den wirtschaftlichen Problemen dieser Zeit nicht tangiert gewesen sei, so daß ihr nach wie vor ein wesentliches Mittel zur Distinktion zur Verfügung gestanden habe.¹⁶

Mit den ersten vier Beiträgen werden aus archäologischem, althistorisch-wirtschaftswissenschaftlichem, römisch-rechtlichem und philologischem Blickwinkel allgemeine Voraussetzungen der Funktion des dritten Jahrhunderts als entscheidende Schnittstelle für die Frage nach Kontinuitäten, Brüchen und Übergängen im römischen Reich dargelegt. Eine an diese Aufsätze anknüpfende Bilanz fällt allerdings recht uneinheitlich aus: Auf den unterschiedlichen Gebieten gibt es, folgt man den Autoren, signifikante Hinweise auf Kontinuität (Bildung), auf Übergänge (Porträtkunst, Rechtsliteratur) und auf Brüche (römische Wirtschaft). Je nach Tendenz kann man bei einer kompromißloseren Sichtweise die Übergänge auch unter die Anzeichen für den Verfall rechnen, wie es Jongman für das Rechtsdenken in Anspruch nimmt (vgl. 52). Daher bleibt weiterhin die Frage offen, in welche Richtung sich die disparaten Einschätzungen der am dritten Jahrhundert n. Chr. erkennbaren Tendenzen entwickeln, ob also an den folgenden, sich spezielleren Gegenständen widmenden und überwiegend philologisch orientierten Studien hinreichende Eindeutigkeit für die Frage nach Niedergang oder Wandel zu gewinnen ist.

Im folgenden bietet zunächst Katharina Degen mit dem Aufsatz „*Haec non minora veteribus exempla*. Die Darstellung der Märtyrer als *exempla nova* in den frühchristlichen Martyriumsberichten“ (97–110) interessante Gedanken zu Kontinuitäts- und zugleich Innovationsgesichtspunkten im dritten Jahrhundert. Den frühchristlichen Martyriumsberichten spricht Degen einerseits eine Kontinuität im Sinne traditioneller *exempla virtutis* im Anschluß an den römischen *mos maiorum* zu, sieht in ihnen aber andererseits zugleich entscheidende innovative Elemente, indem „sie die Wirkweise der *exempla* um eine paradigmatische Funktion erweiterten“ (109).¹⁷ Diese lag ihres Erachtens

16 Unter Berufung auf F. Klingner: Vom Geistesleben im Rom des ausgehenden Altertums. In: F. Klingner: Römische Geisteswelt. Essays zur lateinischen Literatur. Mit einem Nachwort hrsg. v. K. Büchner. 5. Aufl. München 1965. Nachdruck Stuttgart 1979, 528–578, hier 572–573.

17 In der Unterscheidung zwischen emblematischen (idealen, nicht erreichbaren) und paradigmatischen (realisierbaren) Identifikationsfiguren richtet sich Degen nach den

vor allem in der Möglichkeit begründet, durch Nachahmungsbereitschaft Identifikation mit dem Märtyrer allgemein – nicht dem Individuum – zu ermöglichen und so zugleich eine allgemeine christliche Identität zu stiften, die auf diese Weise relativ lebensnah Kontinuitäts- und Innovationsaspekte integrierte. Degens gut nachvollziehbare Argumentation hebt am Beispiel der Stilisierung christlicher Märtyrer zu wirkungsvollen Vorbildern einen wichtigen Transformationsaspekt heraus, der auf die Verbreitung des Christentums und den Umgang des Staates mit dieser Religion zurückgeht. Der Beitrag führt den Gesichtspunkt des Wandels auf Neuerungen zurück, die über die Rolle von *exempla* in hergebrachtes römisches Denken einbezogen wurden. Man könnte ergänzen, daß Transformation in Rom eigentlich immer schon so funktionierte: Bei Bedarf wurde auf dem Boden der Tradition mit notwendigen oder wünschenswerten Neuerungen – oft vorsichtig – experimentiert¹⁸ und auf deren Akzeptanz gesetzt. Unsicherheiten in der diesbezüglichen Einschätzung des Wandels im dritten Jahrhundert n. Chr. liegen wohl eher an der Beobachtung, daß sich die auf diese Weise funktionierenden Transformationen beschleunigten und verschiedenste Bereiche zugleich tangierten. Jedenfalls läßt sich schon jetzt festhalten, daß das Christentum an diesem Wandel in der Mittelmeerwelt einen erheblichen Anteil hatte.

Mit dem Thema „Der anticlassizistische Anfang christlicher Dichtung lateinischer Sprache. Commodian“ (111–122) widmet sich Eberhard Heck einem ganz anderen Aspekt des durch christliches Gedankengut geförderten Zusammenspiels von Kontinuität und Innovation im dritten Jahrhundert. Heck setzt Commodians Werke in die späten 250er Jahre und sieht in ihrem Autor den ersten christlichen Dichter. Zugleich ordnet er Commodians Dichtung als anticlassizistisch ein, weil dieser seine Verse nicht quantifizierend im klassischen Hexameter, sondern nach dem Wortakzent ‚quasihexametrisch‘ anlege und sprachlich mancherlei Vulgarismen biete. Hierin sieht er die Absicht dessen wirken, der „sich gegen die Bildungstradition“ richtet,

Vorstellungen von Ch. Möllers: Überlegungen zur emblematischen und paradigmatischen Funktion von Identifikationsfiguren. In: J. Hahn/M. Vielberg (Hrsgg.): Formen und Funktionen von Leitbildern. Stuttgart 2007 (Altertumswissenschaftliches Kolloquium 17), 17–30.

18 Zum Stellenwert des Experiments beispielsweise für römische Verfassungsfragen vgl. J. Straub: *Dignatio Caesaris*. In: *Legio VII Gemina*. León 1970, 156–179. Wiederabgedruckt in: J. Straub: *Regeneratio Imperii*. Aufsätze über Roms Kaisertum und Reich im Spiegel der heidnischen und christlichen Publizistik. Darmstadt 1972, 36–63, hier 38, 40, 44, 54, 61–62.

„durch die auch er gegangen ist“ (118). Anders als Commodian orientiere sich demgegenüber Laktanz bei der christlichen Poesie im frühen vierten Jahrhundert an den traditionellen Vorbildern.¹⁹ Mit diesen beiden Vertretern christlicher Dichtung ist im übrigen die Spannweite des Umgangs mit dem klassischen Erbe durch diejenigen Christen bezeichnet, welche die herkömmliche Bildung erworben haben: Sie reicht von distanzierter Ablehnung bis zur willigen Rezeption – und für beide Positionen mußten christlich fundierte Gründe herhalten.²⁰

Einen weiteren Beitrag zur Transformation römischer Kultur im dritten Jahrhundert liefert Susanne Moraw mit Überlegungen zu „Odysseus in der Sepulkralkunst der Stadt Rom. Eine Allegorie für die menschliche Seele?“ (123–146). Als für die weitere Entwicklung wichtige Neuerung dieser Zeit stellt sie die Verwendung bekannter, aus der Odyssee entlehnter ikonographischer Motive für die Ausstattung stadtrömischer Sarkophage und Grabbauten vor. Sie deutet die Verwendung von Szenen wie dem Abenteuer des Odysseus mit Polyphem, mit den Sirenen und seiner Heimkehr nach Ithaka als Allegorien, in denen Odysseus für die menschliche Seele stehe, die Gefahren überwinde, Versuchungen widerstehe und schließlich heimkehre. Moraw stellt ikonographische Innovationen wie diese in einen Zusammenhang mit den zeitgenössischen philosophischen und christlichen Diskursen, die „mittels einer Mythenallegorese Aussagen über das Schicksal der menschlichen Seele zu treffen“ (144) suchten. Dabei könne im Einzelfall keineswegs eindeutig entschieden werden, ob eine in diese Richtung gehende Aussage pagan oder christlich gemeint und ob eine Grabdekoration philosophisch oder christlich aufgefaßt worden sei. Hippolyt von Rom allerdings verwendete bereits die Sirenen als Allegorie für die Häresie und Odysseus

19 Heck 118–119 bezieht sich dabei auf A. Wlosok: Die Anfänge christlicher Poesie lateinischer Sprache. Laktanzens Gedicht über den Vogel Phoenix. In: P. Neukam (Hrsg.): *Information aus der Vergangenheit*. München 1982 (Dialog Schule – Wissenschaft. Klassische Sprachen und Literaturen 16), 129–167. Wiederabgedruckt in: A. Wlosok: *Res humanae – res divinae*. Kleine Schriften. Hrsg. v. E. Heck und E. A. Schmidt. Heidelberg 1990 (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften II N. F. 84), 250–278. Wlosok läßt mit der Elegie *De ave Phoenix* die lateinische christliche Poesie erst zu Beginn des vierten Jahrhunderts einsetzen, während A. Dihle: *Die griechische und lateinische Literatur der Kaiserzeit von Augustus bis Iustinian*. München 1989, 395–396 hierfür auf Commodian hinweist.

20 Vgl. beispielsweise P. Gemeinhardt: *Das lateinische Christentum und die antike pagane Bildung*. Tübingen 2007 (Studien und Texte zu Antike und Christentum 41), etwa 396–399, 411–417, 503–507.

dementsprechend als Vorbild für die der damit verbundenen Versuchung glaubensstark widerstehende Seele.²¹ Damit wird auch im Bereich der Mythen und der neuplatonischen Philosophie christlicher Rezeption klassischen Bildungsguts eine Tür geöffnet, wenngleich die eindeutig christliche Orientierung des ikonographischen Materials schwer nachweisbar sein mag.

In seiner kurzen Skizze „Kontinuität und Diskontinuität und der sogenannte ‚christliche Roman‘. Von der eigentümlichen Verwendung paganer Romanmotivik in der griechischen Fassung des *Martyrium Petri*“ (147–153) bietet Oliver Ehlen am Beispiel des Ehepaars Albinus und Xanthippe sowie des Präfekten Agrippa und seiner vier Konkubinen einige Beobachtungen zu der Frage, auf welche Weise in der im dritten Jahrhundert ausgestalteten Erzählung vom Martyrium des Petrus im Kontext der Geschehnisse, die der Kreuzigung des Apostels vorausgingen, das erotische Romanmotiv aufgegriffen und in ein enkratitische Motiv umgewandelt wurde. Damit werde – ebenso wie dadurch, daß Petrus mit dem Kopf nach unten ans Kreuz geschlagen worden sei – gezeigt, wie das Christentum für die Umkehr der bisherigen – paganen – Lebensverhältnisse Sorge.

Heinz-Günther Nesselrath beleuchtet in seinem Aufsatz „Eine religiös-philosophische Leitfigur zwischen Vergangenheit und Zukunft. Philostrats *Apollonios*“ (155–169) die Stilisierung des Apollonios von Tyana durch Philostrat zu „einer in jeder Hinsicht idealen Leitfigur“ (167). Das ‚Ideal‘ sieht Nesselrath in dem Identifikationsangebot repräsentiert, das Philostrat mit seinem Apollonios den Zeitgenossen unterbreitete und das die Zeitebenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bündelte: vergangenheitsbezogen in der Besinnung auf die – griechischen – Werte der klassischen Zeit, sodann in der Versöhnung dieser ‚Klassik‘ mit der römisch bestimmten Gegenwart des Apollonios im späten ersten Jahrhundert n. Chr., als dieser in seiner Beraterfunktion auf die ‚guten‘ Kaiser Vespasian, Titus und Nerva einwirkte, und schließlich in den übernatürlichen Fähigkeiten des Apollonios, die diesen von der Zeit seines Biographen Philostrat an als „Alternative zu neuen Erlösungsreligionen wie dem Christentum“ (168) erscheinen ließen. Damit plädiert Nesselrath nachdrücklich für die lange Zeit weitgehend in Vergessenheit geratene oder ausdrücklich abgelehnte These, Philostrat habe mit

21 Vgl. Hippol. haer. 7,13,3; hierzu Moraw 134–135.

seinem Apollonios ganz bewußt eine in die pagane Lebenswelt integrierbare Konkurrenzfigur zu Christus stilisiert.²²

In dem Beitrag „Julius Africanus. Ein römischer Höfling und christlicher Sophist im Zeitalter der Severer“ (171–187) wirft Carlo Scardino ein Schlaglicht auf einen weniger beachteten Schriftsteller des dritten Jahrhunderts. Der Autor stellt die Schriften des Iulius Africanus vor und behandelt insbesondere die Frage, wie dieser mit den *Κεστοί* ein Werk verfaßt habe, „das, wie aus den Fragmenten hervorgeht, in keiner Weise christliche Einflüsse aufweist“ (175). Scardino verwirft die Hypothese, bei dem Verfasser der *Κεστοί* handele es sich um eine andere Person als bei dem Autor der *Χρονογραφίαι* und der Briefe. Auch die These, eine innere Entwicklung des Iulius Africanus vom Heiden zum Christen oder aber eine umgekehrte Phasenabfolge zu postulieren, je nachdem, ob man die *Κεστοί* vor oder nach den eindeutig christlich inspirierten Werken ansetze, hält er – wohl zu Recht – für nicht weiterführend. Als mögliche Lösung stellt Scardino auch rein literarisch-parodistische Absichten des Iulius Africanus vor²³, plädiert letztlich jedoch, anders als diese Vorschläge, für eine Verankerung der *Κεστοί* „im sozialen und kulturellen Milieu des 3. Jahrhunderts“ (178–179). Mit diesem Werk habe sich Iulius Africanus für eine Laufbahn am Kaiserhof empfehlen können.²⁴ Für die Einschätzung des kulturellen Klimas am Hof des Severus Alexander ist Scardino auf die wenig verlässliche *Historia Augusta* angewiesen, die den letzten Severerkaiser zu einem bildungsbeflissenen, guten Herrscher stilisiert.²⁵ Angesichts dessen weist Scardino auf eine Kompatibilität

22 Vgl. Nesselrath 168 Anm. 15. Hier verweist der Autor auf F. C. Baur: Apollonius von Tyana und Christus, oder das Verhältniß des Pythagoräismus zum Christenthum. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der ersten Jahrhunderte nach Christus. Tübingen 1832 und aus jüngerer Zeit auf J. Boulogne: Apollonius de Tyane. Le mythe avorté d'une sagesse totale. In: BAGB 1999, 300–310, hier 300. Als im Gegensatz zu diesen Ansichten weitverbreitet stellt Nesselrath die – seines Erachtens nicht zutreffende – Anschauung heraus, Philostrate habe seinen Apollonios keineswegs absichtlich mit Christus parallelisiert.

23 Vgl. G. Björck: Apsyrtus, Julius Africanus et l'hippiatrique grecque. Uppsala 1944 (Uppsala Universitets årsskrift 1944,4), 18–24.

24 Scardino 180 bezieht sich für diese Aussage auf Th. Schmitz: Bildung und Macht. Zur sozialen und politischen Funktion der zweiten Sophistik in der griechischen Welt der Kaiserzeit. München 1997 (Zetemata 97), 18–66.

25 Leider läßt er hierfür A. Rösger: Herrschererziehung in der *Historia Augusta*. Bonn 1978 (Habelts Dissertationsdrucke 12) außer acht.

des spezifischen Milieus am Kaiserhof des Severus Alexander und der in den *Κεστοί* angesprochenen vielfältigen Themen hin, zumal sich Iulius Africanus in Anbetracht des dem Christentum gegenüber toleranten synkretistischen Umfelds des Hofes hier gewiß habe entfalten können, „ohne von seinem religiösen Bekenntnis daran gehindert zu werden“ (185). Alles in allem bleiben diese Überlegungen durchwegs aber sehr hypothetisch und können für den dargestellten Befund, daß ein Schriftsteller ohne jegliche Schnittmenge sowohl völlig dem Traditionell-Weltlichen zugewandte als auch eindeutig christliche Werke verfaßte, keine wirklich überzeugende Lösung anbieten.

Einem ganz anderen Thema widmet sich Elena Köstner mit dem Aufsatz „Ein göttlich-kaiserliches Geschenk mit Nachteilen? Die veränderte Situation der Neu-Römerinnen nach der *Constitutio Antoniniana*“ (189–202). Die Verfasserin stellt die Frage, inwieweit sich durch das Bürgerrechtsgesetz des Kaisers Caracalla von 212 die rechtliche Lage der jetzt Römerinnen gewordenen Frauen in den Provinzen verschlechterte oder verbesserte, und will insofern dieses Gesetz in Veränderungen integrieren, die das dritte Jahrhundert mit sich brachte. Die schwierige Quellenlage für die *Constitutio Antoniniana* erlaubt keine eindeutigen Ergebnisse für die Ziele, die Caracalla mit dem Erlaß verfolgte.²⁶ Köstner konzentriert sich auf den Aspekt der auf die Provinzen zielenden rechtlichen Angleichung, um „Folgen des Edikts für einen Teil der Bevölkerung zu verdeutlichen“ (193). Dabei wendet sie sich gegen die pauschalisierende Behauptung, „dass ‚Frauen sicher zu den Gewinnern des Erlasses zählten‘“ (194).²⁷ Sie führt statt dessen Beispiele an, die den Schluß nahelegen, daß der Erlaß „nicht allen Neu-Römerinnen Vorteile“ brachte, „da ihnen das Bürgerrecht ihrer Heimatgemeinden mehr Rechte

26 Köstner fühlt sich im wesentlichen den Deutungen verpflichtet, die K. Buraselis: *Θεία δωρεά*. Das göttlich-kaiserliche Geschenk. Studien zur Politik der Severer und zur *Constitutio Antoniniana*. Wien 2007 (Akten der Gesellschaft für griechische und hellenistische Rechtsgeschichte 18) bietet. Vgl. zu diesem Werk die Buchbesprechung von U. Lambrecht. In: Plekos 11, 2009, 59–62, URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2009/r-buraselis.pdf>.

27 Köstner bezieht sich damit auf eine von ihr zitierte Aussage bei B. Pferdehirt/M. Scholz: Die Gründe für die *Constitutio Antoniniana* und ihre langfristigen Folgen. In: B. Pferdehirt/M. Scholz (Hrsgg.): Bürgerrecht und Krise. Die *Constitutio Antoniniana* 212 n. Chr. und ihre innenpolitischen Folgen. Begleitbuch zur Ausstellung im Römisch-Germanischen Zentralmuseum 20. September 2012 bis 1. Januar 2013. Mainz 2012 (Mosaiksteine 9), 85–88, hier 87.

einräumte“ (195); hierzu zeigt sie insbesondere Regelungen des vorrömischen ptolemäischen Ehe- und Scheidungsrechts auf, das in Ägypten eine Versorgung der Frau sicherstellte, die sie von der Einflußnahme männlicher Verwandter unabhängig machte. Unsicherheiten herrschen allerdings in der wissenschaftlichen Bewertung des Verhältnisses von regionalem und reichsweitem Recht: Galt das regionale Recht als Gewohnheitsrecht weiter oder verlor es mit der *Constitutio Antoniniana* seine Gültigkeit? Köstner plädiert mit guten Gründen dafür, regionale Rechtstraditionen hätten sich als „peregrine Substrate“ (198) weiterhin halten können und so seien zum Beispiel in Ägypten Frauen vor einer Verschlechterung ihrer Rechtsstellung weiterhin bewahrt worden. Damit trägt sie einer wesentlich komplexeren Realität Rechnung, derzufolge die *Constitutio Antoniniana* je nach provinzieller Rechtstradition für Frauen rechtliche Verbesserungen oder aber Verschlechterungen mit sich brachte, so daß für beide Gruppen festgehalten werden kann: Es „wurden Veränderungen Realität, die die bis dato gültigen Normen allmählich umformten“ (199). Insofern geht von Caracallas Erlaß und damit von der kaiserlichen Reichsspitze ein deutliches Signal für die rechtliche Vereinheitlichung des Reichsterritoriums aus. Damit ist ein weiterer Transformationsaspekt benannt, dessen Ausgangspunkt in dem kaiserlichen Erlaß von 212 liegt, je nach den bisherigen regionalen Verhältnissen aber lange Zeit brauchte, bis die von ihm ausgehende vereinheitlichende Tendenz überall wirksam wurde.

Eine das Spannungsfeld zwischen Kontinuität und Übergang repräsentierende Textgattung behandelt Nicola Hömke in ihrem Beitrag „Mit Gift und Dirnen römische Werte bewahren? Die pseudoquintilianischen *Declamationes maiores* 14 und 15 zwischen Kontinuität und Wandel“ (203–220). Die beiden anonymen Kontroversien aus der Mitte des dritten Jahrhunderts fingieren den Fall einer *meretrix*, die ihren mittellosen Freier mit einem Getränk loswerden will, das Haß erzeuge. Der Mann verklagt sie aus diesem Grunde wegen eines Giftanschlags; der Fall wird vor Gericht ausgetragen. Mit den beiden Deklamationen liegen Plädoyer und Gegenrede zum selben Fall vor. Hömke sieht in derlei Kontroversien keinesfalls Konstruktionen ohne jeden Realitätsbezug und damit Zeugnisse eines sich beschleunigenden Verfalls der Rhetorik, wie es bis weit in das 20. Jahrhundert gängige Anschauung

war.²⁸ Statt dessen mache man inzwischen für die Kontroversien der Kaiserzeit bis in die Spätantike hinein eine „offensichtlich unvermindert anhaltende Popularität“ (210) geltend, die mit der kontinuierlichen Bedeutung wesentlicher Aspekte des römischen Wertediskurses einhergehe. Hömke dagegen favorisiert als Grund für die anhaltende Verbreitung eine literarische Deutung der von ihr behandelten Deklamationen²⁹ und sieht in ihnen Texte, „die dem pädagogischen Auftrag des Rhetorikunterrichts enthoben und zur Unterhaltung eines erwachsenen Publikums außerhalb schulischer Unterweisung verfasst sind“ (212). Sie vergleicht die Figuren der *meretrix* und des *pauper amator* mit Traditionen anderer literarischer Gattungen, besonders der plautinischen Komödie, und kommt zu dem Schluß, die Realitätsnähe der Deklamation werde hier zugunsten der Einebnung des Unterschieds zwischen Rhetorik und Schauspielerei aufgehoben, die Kontroverse mutiere somit zu einer Art Drama. Die literarische Interpretation dieser Textgattung vereint daher Kontinuität mit Wandel: Die grundsätzliche Konzeption der Kontroversien blieb erhalten, während variable intertextuelle Bezüge für Dynamik, Flexibilität und Veränderung sorgten – eine insgesamt plausible, ja überzeugende Interpretation.

Wegen der philosophischen Weichenstellung für die Spätantike dürfen in diesem Sammelband der Neuplatonismus und dessen Begründer Plotin (205–270 n. Chr.) nicht fehlen; sie sind gleich in zwei Beiträgen präsent. Der Philologe Christian Tornau zeigt in seinem Aufsatz „Spuren philosophischer Debatten im 3. Jahrhundert? Plotin und der zweite Traktat des *Corpus Hermeticum*“ (221–238) auf, wie die auf mittelplatonische Quellen zurückgehenden Gedanken zur Geiststranszendenz von Plotin zur Einheitsmetaphysik weiterentwickelt wurden. Mit Gedanken zu „Pindar, Plotin, die Schönheit und das Licht. Evidenz statt Berechnung“ (239–250) stellt der Archäologe Pascal Weitmann in bezug auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Pindar und Plotin heraus, auf welche Weise Plotin hergebrachte

28 Hömke 209 mit Anm. 22 nennt als Beispiel W. Kroll: Rhetorik. 38. Die Deklamationen. In: RE Suppl. VII, 1940, 1119–1124, hier 1120.

29 In Anlehnung an ihre eigenen Studien; vgl. N. Hömke: Gesetzt den Fall, ein Geist erscheint. Komposition und Motivatik der ps.-quinilianischen *Declamationes maiores* X, XIV und XV. Heidelberg 2002 (Kalliope 2) sowie N. Hömke: ‚Not to Win, but to Please‘. Roman Declamation beyond Education. In: L. Calboli Montefusco (Hrsg.): Papers on Rhetoric VIII: Declamation. Proceedings of the Seminars held at the Scuola superiore di Studi umanistici, Bologna (Februar – March 2006). Rom 2007, 103–127.

Vorstellungen zur Schönheit in Richtung auf eine Identifikation mit dem Sein abstrahierend weiterentwickelte.

Sodann widmet sich Lily Grozdanova mit „Niedermösien und Thrakien unter der Herrschaft des Philippus Arabs und seines Sohnes Philipp II. (244–249 n. Chr.)“ (251–265) einer Region, deren reichhaltiges epigraphisches und numismatisches Material es erlaube, wichtige Aspekte „dynastischer Repräsentation im dritten Jahrhundert n. Chr. zu illustrieren“ (251). Gewiß war es gerade auch in der sogenannten Soldatenkaiserzeit ein probates Mittel, durch die Ernennung des Sohnes zum Mitkaiser der Bevölkerung und nicht zuletzt den Soldaten eine Perspektive zu eröffnen, die Herrschaftskonsolidierung und Dauerhaftigkeit verhieß. Vor allem wurde dadurch zugleich ermöglicht, daß beide Kaiser, Vater und Sohn, gegebenenfalls an unterschiedlichen Stellen Präsenz zeigen konnten. Insofern scheint damit ein Kontinuitäts Gesichtspunkt angesichts der zu beobachtenden Elemente des Wandels in der Kaiserherrschaft und ihrer Sicherung herausgestellt zu werden. Allerdings dürften diese Maßnahmen im Falle der beiden Philippi eher der nachhaltigen äußeren Inszenierung einer Doppelspitze im römischen Reich³⁰ als einer wirklichen Arbeitsteilung zwischen den beiden Kaisern geschuldet sein, wenn man berücksichtigt, daß Philippus iunior bei seiner Ernennung zum Caesar im Jahre 244 sieben und bei seiner Erhebung zum Augustus zehn Jahre alt war. Dem gravierenden Unterschied zwischen den militärischen Ereignissen und den kaiserlichen Repräsentationsanliegen, in die auch der ‚Kinderkaiser‘ sozusagen – aber eben nicht wirklich – gleichberechtigt einbezogen wurde, scheint Grozdanova nicht hinreichend Rechnung zu tragen, wenn sie dem jüngeren Philipp aufgrund numismatischer und epigraphischer Zeugnisse „eine wichtige militärische Rolle [...] in der Region“ (262; vgl. 252, 254–255) zuerkennt.

Der letzte Beitrag „Rückkehr zu den Thermopylen. Die Fortsetzung einer Erfolgsgeschichte in den neuen Fragmenten Dexipps von Athen“ (267–281) aus der Feder von Jana Grusková und Gunther Martin trägt einem Kontinuitätsaspekt Rechnung, der sich bei näherem Hinsehen als bedeut-

30 So das plausible Urteil bei U. Huttner: Von Maximinus Thrax bis Aemilianus. In: K.-P. Johne (Hrsg.): Die Zeit der Soldatenkaiser. Krise und Transformation des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. (235–284). Bd. 1. Berlin 2008, 161–221, hier 197.

same Veränderung entpuppt. Dabei beziehen sich die Autoren auf zwei Seiten eines Palimpsestes aus Wien³¹, die eine Passage wohl aus den *Σκυθικά* Dexipps enthalten, in denen es um einen Goteneinfall in Zentralgriechenland gegen Mitte des dritten Jahrhunderts geht. Angesichts dieser Gefahrenlage hielt der römische Feldherr Marianus vor den Verteidigern, einem improvisierten Heer aus griechischen Bürgern, an den Thermopylen eine Rede, die an den Freiheitskampf der Griechen im Perserkrieg 480 v. Chr., einen Sieg gegen die Makedonen 323 v. Chr. im Lamischen Krieg und einen weiteren gegen Antiochos III. im Jahre 191 v. Chr. an diesem Ort erinnert. Grusková und Martin arbeiten an einer bizarren Situation, in der Rom sein Provinzialgebiet nicht mehr wirksam gegen äußere Feinde zu schützen vermochte und lediglich den Kommandeur stellte, eine scheinbare Kontinuität (griechische Kämpfer, Ort) heraus, die dazu gedacht war, jegliche Veränderung (lange Kriegsentwöhnung der Griechen durch die römische Friedensordnung, römischer Führungsanspruch ohne eigene Heeresmacht) zu überspielen, und das im Interesse einer Sieghaftigkeit, die angesichts des heraufbeschworenen Erinnerungsortes mehr als fragwürdig war. Zugleich interpretieren die Autoren unter Berücksichtigung einer Weltlage, „in der die Griechen [...] wieder aus dem Schatten der Römer heraustreten“ (275), die historiographischen Ambitionen Dexipps im Sinne der Ansprüche etwa des Thukydides an die Geschichtsschreibung. Die in der didaktischen Ausrichtung antiker Historiographie liegenden Aspekte der Konstruktion von Kontinuität arbeiten die Autoren am Text des Fragmentes und an seiner Einordnung in die Rahmenbedingungen der Geschichtsschreibung überzeugend heraus. Somit liefern sie ein treffliches Beispiel für das Festhalten an Kontinuitätsvorstellungen in Anbetracht zeitbedingt gravierender Veränderungen, die durch Einordnung in ein scheinbar festgefügtes Weltbild bewältigt werden sollten. Fraglich bleibt, ob die offenkundige Geschichtsklitterung als Mittel der Ironisierung gesehen werden kann. Gewiß aber kündigt sie von der anhaltenden Bedeutung des Einsatzes rhetorischer Mittel für die Historiographie.

Dieser Sammelband vereinigt unter der Fragestellung von Kontinuitäten, Brüchen und Übergängen sechzehn altertumswissenschaftliche Beiträge, darunter neun aus der Feder von Philologen, drei althistorische und drei archäologische Aufsätze sowie den Beitrag eines Vertreters des Römischen

31 Codex Vind. Hist. gr. 73 (192v und 193r); vgl. die Wiedergabe dieser Passage bei Grusková/Martin 280–281.

Rechts. Damit liegt der Schwerpunkt des Tagungsbandes auf philologischen Themen und ihrem Anteil an Forschungsproblemen, die sich aus Differenzierungen in der Einschätzung des dritten nachchristlichen Jahrhunderts als Umbruchzeit ergeben. Auf diese Weise liefert die klassische Philologie nun wahrlich keinen Anlaß mehr zu dem von Johann Gustav Droysen 1843 formulierten Vorwurf, sie versehe „das klassische Altertum als ein verlorenes Paradies alles Schönsten und Edelsten“ allein „mit den lieblichsten Bildern der Phantasie, mit den utopischen Idealen voraussetzender Bewunderung“³². Vielmehr fügt sich die Philologie in das vom Historismus formulierte Erfordernis ein, jede Epoche nach den ihr innewohnenden Bedingungen zu beurteilen, modern gesprochen: Sie beteiligt sich methodenbewußt an der Lösung von Problemen, die, aufs Ganze gesehen, im Sinne kulturbezogener Sichtweisen nur inter- oder besser transdisziplinär aussichtsreich zu erforschen sind. Zugleich liefert sie für die hier behandelten Fragen durchaus beachtenswerte Beiträge zur Einschätzung des Veränderungspotentials, das dem dritten Jahrhundert innewohnte. Angesichts der hier von philologischer Seite behandelten Themen kann man dabei den Eindruck gewinnen, daß ein bedeutender Anteil dieses Potentials auf mentalen Ebenen zu suchen ist, die durch das Christentum in Bewegung gerieten (Beiträge von Degen, Heck, Ehlen, Nesselrath, Scardino, aber auch von Moraw). Damit werden althistorische und archäologische Sichtweisen im Interesse eines anzustrebenden ganzheitlichen Bildes außerordentlich bereichert.

Allerdings ist der Sammelband nicht in der Lage, ein solches ganzheitliches Bild wirklich zu vermitteln. Dafür sind in den Beiträgen zu sehr Einzelergebnisse zusammengetragen, die angesichts der mit Kontinuitäten, Brüchen und Übergängen in disparate Richtungen weisenden Fragestellungen – und auch Antworten – isoliert nebeneinanderstehen, ohne wirklich ein strukturiertes Gesamtbild liefern zu können, selbst wenn insgesamt der Gedanke an kontinuierlichen und vielfältigen Wandel auf dem Boden der – instabil gewordenen? – Tradition gegenüber der Vorstellung eines krisenhaften Niedergangs weit nachhaltiger vertreten ist. Selbstverständlich ist für solche Lücken nicht zuletzt die Quellenlage des dritten Jahrhunderts verant-

32 J. G. Droysen: *Theologie der Geschichte*. Vorwort zur *Geschichte des Hellenismus II*. In: J. G. Droysen: *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*. Hrsg. v. R. Hübner. 7. Aufl. München 1937. Nachdruck Darmstadt 1977, 369–385, hier 373.

wortlich. So präsentiert sich der Tagungsband in seiner inhaltlichen Spannweite mittels vieler Mosaiksteine eher als eine Art Zwischenbilanz. Dies wird auch im Formalen sichtbar, da ein Teil der Beiträge in der Vortragsfassung belassen ist. Weiterführende Gedanken enthält der Band vor allem aufgrund der Integration philologischer Fragestellungen in die behandelte Thematik. Dabei präsentieren die philologischen wie auch die meisten anderen Beiträge in der Regel keine hier erstmals formulierten aktuellen Forschungsergebnisse. Dennoch wird man die Publikation dankbar zur Kenntnis nehmen, weil sie die mit dem dritten Jahrhundert verbundenen Veränderungen kompakt, doch zugleich auf vielseitige Weise veranschaulicht und dabei philologischen Deutungsansätzen großen Raum gewährt.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Ulrich Lambrecht: Rezension zu: Armin Eich/Stefan Freund/Meike Rühl/Christoph Schubert (Hrsgg.): Das dritte Jahrhundert. Kontinuitäten, Brüche, Übergänge. Ergebnisse der Tagung der Mommsen-Gesellschaft am 21.–22. 11. 2014 an der Bergischen Universität Wuppertal. Stuttgart: Steiner 2017 (Palingenesia 108). In: Plekos 20, 2018, 15–31 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2018/r-eich.pdf>).
